

VIII.

Neue Gesichtspunkte und der Erbschaftsstreit.

In der ‚Deutschen Revue‘ (Jahrgang 1897) veröffentlichte Ernst Elster einige neue Briefe Heines, die geeignet sind, sein Charakterbild zu ergänzen. Hier fallen gar manche dunkle Schatten auf seinen Charakter, die freilich auf den Durchschnittsphylister abschreckend wirken müssen, nicht indes auf die, welche sich eine schwache Vorstellung von den mannigfachen Komplikationen einer Künstlerseele machen können. Es handelt sich um den leidigen Erbschaftsstreit, den der alte totfranke Heine mit seinem reichen, knickrigen, ihm durchaus abgeneigten Vetter Karl Heine anzufechten hatte. Dessen Vater, der alte Krösus Salomon Heine, hatte dem Dichter seine jährliche Pension, die er ihm bei Lebzeiten zukommen ließ, auch für den Fall seines Absterbens mündlich zugesichert; im Testamente fand sich trotzdem keine diesbezügliche Klausel vor. Karl Heine verweigerte die Fortsetzung der Pension. In dem sich nun entspinneuden Streite tritt so recht deutlich und klar die ewig unüberbrückbare Kluft zwischen philisterhaftem Geldsack und genialem Künstler zu Tage. Ueberall sah sich Heine nach Hülfsstruppen gegen den intriganten

Better um, der ihm die nötigen Subsidien hartnäckig vorenthielt.

Im Winter 1845/46 war der damals erst zwanzigjährige Lassalle mehrere Monate lang in Paris gewesen und dann nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte Heine besucht, und aus dem Wohlgefallen, das beide Männer an einander fanden, entwickelte sich trotz des Abstandes der Jahre schnell ein Gefühl herzlicher Freundschaft. Der zukünftige Agitator war seit Jahresfrist von dem Gedanken beherrscht, wie er seiner fünfzehn Jahre ältern Freundin, der Gräfin Sophie Hagfeld, in ihrem Ehescheidungsprozeß nützlich sein könne; Heine war seit ungefähr gleich langer Zeit in den elenden Erbschaftsstreit mit seinem Better Karl verwickelt. Beide waren in ihren sie tief erregenden Angelegenheiten von leidenschaftlicher Kampfeslust erfüllt; rücksichtslos wollten sie eingreifen und vor keinem Mittel zurückschrecken. Und doch war der Jüngling noch gewandter als der Mann; rühmte sich dieser, daß er die Krallen des Tigers besitze, so würde die verschlagene Klugheit und Ueberlegenheit des zukünftigen Agitators, der damals freilich noch aller Politik fernstand, durch einen solchen Vergleich nicht hinreichend verdeutlicht werden. Die Freunde tauschten ihre Gesinnungen, ihre Geheimnisse aus und waren beglückt durch das Gefühl des tiefsten Verständnisses. Im ungehemmten Drange, zu leben und sich zu behaupten, der beide auszeichnete, mit ihrer souverän-egoistischen „Herrenmoral à la Nietzsche“, kosteten sie auch gemeinsam die Genüsse Lutetias aus, natürlich nur soweit der schon kränkelnde Dichter noch mitmachen konnte. Heine gewann Lassalle für seinen Feldzug gegen Karl Heine in Hamburg, an dem sich auch Laube, Schücking, Barnhagen, Meyerbeer mehr oder minder rege beteiligten. Auf Lassalles Anregung schrieb Fürst Bückler in Heines Interesse an Karl einen Brief, der

des Dichters Entzücken erregte; desgleichen sollte jetzt Lassalle dahin wirken, daß auch Meyerbeer ein solches Schreiben vom Stapel lasse, denn dieser kannte ganz genau den diesbezüglichen Willen des verstorbenen Milionenoheims; deshalb war sein Zeugnis für den Dichter sehr wichtig. Ein solches vom Komponisten ausgestelltes Attest gab Heine dem jungen Lassalle mit. Mit Meyerbeer kam es trotzdem bald zum allmählichen Bruch. Kleine Mißverständnisse und Klatschereien waren der Anlaß, Hauptursache wohl aber die Verschiedenheit beider Charaktere. Heines einstige Freundschaft gegen den Komponisten der „Hugenotten“ ging dann bald in tödlichste Feindschaft über, die ihren Gipfelpunkt im „Festgedicht“, das mit den Worten „Beerenmeyer-Meyerbeer! Welch' ein Lärm, was ist die Mär?“ begann, erreichte. Auch hier zeigt sich wieder, welch' tödlicher Bosheit Heines Seele, selbst gegen einstige Freunde, fähig war, wenn er gereizt wurde. — — — —

Der höchst unerquickliche Erbschaftsstreit wurde schließlich äußerlich durch alle möglichen und unmöglichen Einwirkungen auf den feindlichen reichen Vetter zu Ende geführt. Dieser gewährte dem Dichter eine Pension von 4800 Franken jährlich, ja er ließ sich Ende 1848, als es Heine ganz besonders schlecht ging, bewegen, ihm noch eine außergewöhnliche Zuwendung zu machen, indem er in Paris seine Schulden im Betrage von 5000 Franken in „verdrießlich diskretester Weise“ bezahlen ließ und die Pension pro anno 1849 um 3000 Franken erhöhte.

Psychologisch ungemein interessante neue Gesichtspunkte ergibt ein diesbezüglicher Briefwechsel mit seinem jüngsten Bruder Max Heine, welcher Stabsarzt in St. Petersburg war:

„Paris, den 3. Mai 1849.

„Liebster Max! Das beiliegende Blatt ist ein Brief an Dich, den ich etwa vor 5 Monaten schrieb, oder vielmehr schreiben ließ, und den ich nicht an Dich abschickte, von

Tag zu Tag hoffend, in einem Proskriptum meinen verbesserten Zustand oder sonst eine erfreuliche Nachricht melden zu können. Leider aber war das nicht möglich. Meine Lage verschlimmerte sich bis zum unleidlichsten und zu solcher Verichtung an Dich fühlte ich noch viel weniger Lust und Trieb. Jetzt geht es mir etwas besser, und obgleich ich noch immer ganz entkräftet zu Bette liege und Tag und Nacht von den fatalsten Kontraktionen gepeinigt werde, so glimmt doch wieder manchmal etwas Lebenshoffnung in mir auf. Ich wünsche mir freilich den Tod und er wäre gewiß für mich eine Wohlthat, da ich nur momentane Schmerzlinderung erwarten darf, im übrigen aber als ein unglücklicher Krüppel vegetieren müßte; aber ich möchte noch einige freie Lebenstage gewinnen, um Geschäfte zu ordnen, die mir schwer auf dem Herzen liegen. Von letzteren will ich Dich nächstens einmal unterhalten, in Deinem treuen Herzen Rat suchend. — Ich wohne jetzt rue d'Amsterdam No. 50, wohin Du Deine Briefe adressieren kannst. Es ist ein kleines Loch, sehr lärmig, was meinem Nervenzustand wenig zuträglich ist und das ich leider aus übertriebener Dekonomie gewählt habe. Auf's Land werde ich nicht ziehen, ebenfalls um mich nicht in neue Kosten einzuschiffen, auch bin ich gewiß nicht transportable und an eine Uebersiedlung nach Deutschland ist am allerwenigsten zu denken. — Mit Erstaunen würdest Du hören, wie wenig Karls Benehmen gegen mich Deinen Hoffnungen entsprach. Er ist gar nicht zu mir gekommen und mit den Geldauszahlungen sind die widerwärtigsten Messerchen verbunden gewesen; er hat mir damit einige Stiche versetzt, die meinem jetzigen Zustand tödlich sein konnten und gewiß auch zur Verschlimmerung meines Zustandes in diesem Winter viel beitrugen. — — —

(Fehlt die Stelle 1000 Fres. auf Max Namen geborgt.)

„— Ich habe dieser Tage eine Berichtigung nach der ‚Allgem. Btg.‘ geschickt, die, wie ich höre, schon abgedruckt sein soll; im Fall sie Dir zu Augen kommt, wirst Du zwischen den Spalten das Unausgesprochene zu lesen verstehen. Es war eine wahrhaft notgedrungene Publikation, denn täppische Freunde bedrohten mich mit einer Kollekte. Ich Unglückseliger muß sogar meine Nöten verhehlen. — Du hast keinen Begriff davon, wie viele Fatalitäten auf mich einstürmen, und wie das Unerhörte passiert, um mich rasend zu machen, und doch behalte ich dabei den Kopf klar und das Gemüt ruhig. Nur meine Heiterkeit ist dahin; da ist ein schöner Tempel zerbrochen worden und Ihr habt (Du weißt, auf wen sich das Ihr bezieht), um solche Mißthat zu sühnen, manche Kirche oder Synagoge zu bauen nötig!

„Von Hamburg habe ich in letzter Zeit wenig Erfreuliches erfahren. Unser armes Lottchen hat einen großen Verlust erlitten. Das kleine Mädchen, unsere verstorbene Nichte, war das lebenswürdigste Sichhörnchen, voll Geist, Gemüt, Gescheutigkeit und Eulenspiegelei. Ich verlor hier eine der begabtesten Leserinnen und als meine letzte Gedichtsammlung erschien, bemerkte sie ganz richtig: „„Daß der Onkel das Wort K—stühlchen gebraucht hat, das ist ganz neu und das hat noch kein anderer gewagt.““ Die Kleine wird sich wundern, wenn sie den Onkel bald ankommen sieht im Himmel, denn daß es einen Himmel gibt, liebster Max, das ist ganz gewiß, seit ich dessen so sehr nötig habe bei meinen Erdeneschmerzen. — Leb’ wohl, mein teurer Bruder, der Gott unserer Väter erhalte Dich. Unsere Väter waren wackere Leute, sie demüthigten sich vor Gott und waren deshalb so störrig und trotzig den Menschen, den irdischen Mächten gegenüber; ich dagegen, ich bot dem Himmel frech die Stirne und war demüthig und kriechend vor den Menschen — und deswegen liege ich

nun am Boden wie ein zertretener Wurm. — Ruhm und
Ehre dem Gott in der Höhe!

Dein armer Bruder
H. Heine."

Karl Heine chifanierte in späterer Zeit den berühmten
Bettel stets aufs neue. Hierauf bezieht sich ein Brief
vom 9. Januar 1850:

„Liebster Max!

„Kaum hatte ich meinen Brief an Dich auf die Post
gegeben, als der Kassierer von Foulds mir für Rechnung
von Karl Heine mein Trimestergeld brachte, aber diesmal
1200 Fres., anstatt der erwarteten 1950 Fres.; da
er mir nämlich den Zuschuß von dreimonatlich 750 Fres.
nach Ablauf eines Jahres also zum fünftenmale zuletzt
geschickt, glaubt ich stillschweigend, daß er mir diesen
Zuschuß bis zu meinem Tode fortlaufen lassen werde.
Diese plötzliche Entziehung setzt mich zwar in die kläg-
lichste Verlegenheit, um so mehr, da ich des Geldes nie
knapper war, als eben jetzt, — aber die Emotion des
Unwillens, die plötzliche Erschütterung ist in meinem Zu-
stande noch das Bedenklichste der Sache. Das ist ein
äußerst fein meuchelnder Stich. Vor etwa fünfzehn Mo-
naten hat er mir einen ähnlichen Streich versetzt, indem
er mir einen Brief, den ich ihm geschrieben hatte, un-
erbrochen durch seinen Aaron Hirsch zurückschickte. Diese
Beleidigung verschlimmerte plötzlich meine Krankheit aufs
tödlichste. Der dumme Junge. Und da liege ich im
Krampfe mit gebundenen Beinen. Sein Weib und seine
Schwiegermutter, die mir totfeind sind, haben die Hand
im Spiel. — Da ich nicht aufrecht sitzen kann und
niemandem diese Schmerzen diktieren will und darf, so
schreib' ich mit Bleifeder, so gut es meine Blindheit und

meine lahme Hand erlaubt, mit peinlichster Anstrengung. Aber ich eile, Dir das Faktum zu melden, da Du weißt, was Du jetzt an Karl zu schreiben hast.

Dein unglücklicher Bruder
Harry."

Der folgende Brief, datiert vom 22. März 1850, ist von Heines Sekretär, dem später so bekannt gewordenen Karl Hillebrand, geschrieben:

„Liebster Bruder!

— — — Wir lebten leider in einer Zeit der Verflatschung, sagt Du, wo die edelsten Herzen von einander gerissen werden und mancher an einem solchen Riß verblutet, wie z. B. Dein armer Bruder zc. zc. — Nicht wahr, liebster Max, auf einem solchen Wege gelangen wir zu dem Resultate, das ich Dir unlängst in meinem Briefe als möglich bezeichnete. Wenn er (Karl Heine) nicht der größte Lump ist, erfüllt er wenigstens sein Versprechen in Bezug der 2000 Frcs., die er mir vorenthalten — und die ich Dir jetzt wieder aufs neue abgenommen hätte. Die vertheufelte Kostspieligkeit meiner Krankheit ist so groß, daß ich den Ekkel überwinden muß, durch jenen indirekten Weg dem knickrigen Vollsack einen elenden Zehrpennig abzugewinnen und den Einfluß seiner Umgebung, die mir auch diesen mißgönnt, zu neutralisieren. Es ist entsetzlich, daß ein Mensch in meinem Zustande noch von Geldsorgen gequält sei, aber mein fataler Stern hat mir alle Ressourcen, auf die ich zumeist rechnen konnte, ausgetrocknet. Den größten Kummer hatte ich dieser Tage in solcher Beziehung. Denk' Dir, sei es der Instinkt der mütterlichen Liebe, der mehr ahnte, als er weiß oder glauben will, genug, meine arme Mutter, die von der Bedeutung meiner Krankheit durchaus nicht unterrichtet ist und die ich mit

falschen Nachrichten sorgsam beruhige, die arme Frau schickte mir dieser Tage einen Wechsel von 1000 Fres., mit dem Wunsche, daß ich bei meiner Krankheitspflege nichts vernachlässigen möge und lieber etwas mehr als weniger aufgehen lassen sollte; so ungefähr äußerte sie sich. Du kannst Dir leicht denken, daß ich ihr den Wechsel unverzüglich zurückschickte, mit der Versicherung, daß ich hinlänglich mit Geld versorgt sei; und dennoch hatte ich an jenem Tage einen sehr lustleeren Raum in meinen Finanzen. Wäre meine Krankheit zu heilen, so hätte ich wahrscheinlich das Geld angenommen, aber unter den jetzigen Umständen wäre es fast ein Betrug an der Liebe der Alten. Woher sie diese 1000 Fres. nahm, kannst Du wohl erraten nach den Mitteilungen, die Dir etwa vor sechs Jahren von ihr gemacht worden, bei welcher Gelegenheit Du in großmütigster Weise meinem Gutdünken alles überließeest. Damals war meine Absicht, auf das bewußte Geld zu Gunsten meiner Schwester zu resignieren, und ich habe auch Dir eine solche Resignation zugemutet, damit Lottchen, die des Geldes mehr bedurste, als wir, nicht inquietiert würde und nichts zurückzugeben brauchte, was doch nur mit sehr zögernder Hand geschehen würde und leicht zu Mißempfindungen Gelegenheit gäbe. Ich bin der Meinung, daß Lottchen jetzt mehr als früher des Geldes bedarf, bleibe daher bei meiner frühern Resignation, und dieses war noch ein anderer Grund, der mich antrieb, die 1000 Fres. zurückzuschicken. Es ist mir lieb, daß ich Dir hier zufällig über jene ältere Angelegenheit direkt meine Meinung sagen konnte. Ich glaube, die Glücksumstände in Hamburg sind nicht sehr brillant, und zu meinen größten Kummernissen gehörte, daß der Alte, obgleich er es mir ganz bestimmt versprochen und mich ob meines liebenden Eifers sehr gerühmt hatte, dennoch nichts für Lottchen gethan. Karl Heine ist jetzt in Paris; seine

Hausnummer weiß ich nicht, doch rate ich Dir, ihm unter folgender Adresse zu schreiben: Mons. Charles Heine, aux soins de M. M. Fould-Oppenheim, banquiers à Paris. Schreib' ihm gleich, damit ihn Dein Brief hier antreffe, er wird nämlich nicht lange hier bleiben; versiegele gut Deine Briefe, zögere nicht mit Schreiben, du verstehst mich. Und nun lebe wohl und schreib' mir bald, denke darüber nach, wie mir zu helfen ist, denn ich fühle, daß ich nicht mehr lange von meinen Gedanken unterstützt werde. Ich bin schauerlich isoliert, und was Freunde im Unglück sind, das muß man selbst erfahren haben, um es glauben zu können. — Gustav führt große Klage gegen mich wegen meines Stillschweigens, aber ich fürchte mich vor ihm; er ist kapabel, meinen Zustand zum Vorwand zu nehmen, um eine Reise nach Paris zu machen, obgleich er auch fähig wäre, aus uneigennütigen und bloß brüderlichen Gründen hierher zu kommen.

Dein getreuer Bruder
H. Heine,
50 rue d'Amsterdam."

„Menschlich, allzu menschlich“, möchte man beim Lesen dieser Briefe mit Nietzsche ausrufen. Deutlicher kann man es wohl kaum sehen, wie unberechenbar und rätselhaft die Seele Heines war. Hier rücksichtslosester Egoismus gegen den verhaßten Vetter, den knickrigen Vollsack, da rücksichtsvollste Selbstlosigkeit gegen Mutter und Schwester. Doch stets folgt er im Guten und Bösen nur seinem Triebe, nur dem ‚Gefühl‘. Diese Eigentümlichkeit seines innern Selbst hängt eben in letzter Linie mit dem Besten, was er besaß, mit seiner Dichtergabe zusammen.

Nur Philisterseelen werden es dem Künstler Heine verargen, daß er alles daran setzte, um sich auch materiell über Wasser zu halten; kämpfte der Totranke doch nicht

nur für sich, sondern auch für das ihm teure Wesen an seiner Seite, für Mathilde, sein Weib.*)

Ueberhaupt kann bei unserm ästhetischen Urteile, besonders vom modernen Standpunkte aus, die menschliche Persönlichkeit hier nur insoweit in Betracht kommen, als sie sich in dem jeweils vorliegenden Kunstwerke offenbart, — als Schlüssel zu demselben vonnöten ist.



*) Siehe: „Heines Liebesleben“ von Max Kaufmann, Albert Müller's Verlag, Zürich.